

42] Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

In dem entsetzlich häßlichen Saal wirkte sie wie eine schöne Blume in einem Krankenhaus oder in einem Gefängnis. Sie war eine Freude für die Augen und tat den von der Tragödie überfüllten Herzen wohl. Ihre strahlende Schönheit reinigte die verpestete Luft. Bewegt fügte sie noch hinzu:

„Ich hoffe, daß man ihn freisprechen wird. So wären Sie wenigstens für Ihre Mühe belohnt.“

„Haben Sie schon einmal einen Unschuldigen verteidigt? Einen wahren?“ antwortete Brévine, „Noch nicht? . . . Wenn Ihnen das eines Tages passiert, werden Sie die Angst begreifen, die Ihnen während des Wartens das Herz zusammenstümpft!“

Er verließ sie und ging zu Vermantes' Kinder. Charreire war bei ihnen, Herr Marner stand abseits. Mit Tränen in den Augen und erstikten Stimmen dankten sie ihm, hilflos streckten sie ihm die Hände entgegen. Ohne recht daran zu glauben, versicherte er ihnen, daß er große Hoffnung habe. Die Kehle war ihm ausgetrocknet, seine Hände waren feucht, Schweiß perlte ihm auf der Stirn. Er dachte an die Dinge, die er hätte sagen können. Er analysierte sich hinterher die Eindrücke, die er im Fluge auf den Gesichtern der Geschworenen hatte ausleuchten sehen. Er gedachte des harten, verschlossenen Gesichtes Glarys.

„Einer war dabei, der nicht eine Bewegung gemacht hat,“ sagte er leise zu Charreire, „der mir nicht einen Blick zugeworfen hat. Ich dagegen sah nur ihn. Er schien mir zu sagen: Sprich du nur, guter Mann, Ich weiß, was ich zu tun habe. Dein Liedchen läßt mich vollkommen gleichgültig. Und der andere, der alte Militär mit der Narbe auf der Stirn, zum Teufel auch! Warum habe ich ihn nicht abgelehnt? . . . Der ist fähig, alle nach sich zu ziehen wie bei einem Ansturm!“

Als er merkte, daß Renée ihn beobachtete, heuchelte er Sicherheit. Das Mädchen wurde fast ohnmächtig. Mit jeder Minute wuchs ihre Angst. Sie wollte die Zeit aufhalten oder beschleunigen, wissen oder nicht wissen, wünschte, daß die Erwartung zu Ende wäre oder ewig währen möge. Innerlich und äußerlich war sie wie losgelöst vom Leben. Ihre Nerven spannten sich, um den Andrang ihres Blutes zurückzudrängen.

Charreire empfand tiefes Mitleid mit ihr und versuchte, trotzdem er selbst zitterte, sie zu trösten:

„Ein guter Ausgang ist sicher. Sie dürfen mir glauben, wir fürchten nichts.“

Sie stotterte:

„Wenn sie aber doch mit „ja“ antworten?“

Paul hatte die Worte gehört und fuhr sie an:

„Bist Du närrisch, Renée? Du weißt wohl, daß es unmöglich ist. Nicht wahr, Herr Rechtsanwalt?“

„Gewiß,“ versicherte Brévine. „Nie bin ich einer Freisprechung so sicher gewesen.“

Paul stand auf und holte tief Atem, sein von Jugend und Eifer erfülltes Wesen drückte sich in der angespannten Energie und der Zuversicht auf den Sieg aus. Roland dagegen war stumm, sehr pessimistisch und hielt die Hand seiner Schwester. Er und sie erlebten denselben innerlichen Schmerz, in den sich noch die Angst vor der stürmischen Zukunft mischte. Denn zu dem Schrecken der gegenwärtigen Stunde gesellte sich für sie noch eine andere Sorge, die nur sie beschäftigte. Brévine und die andern, ihr Onkel, Charreire, selbst ihr Bruder, waren nur von der Erwartung auf das Urteil gepackt, das Tod oder Leben, Rettung oder Verzweiflung bringen mußte: eine Lösung. Für Roland und Renée beschloß die Freisprechung noch nicht das Drama, das ihr Gewissen erschüttert hatte. Sie ersehnten, sie verlangten mehr, etwas Unerklärliches, Ungreifbares, Besonderes; die Hoffnung auf ein neues Leben, in dem ihre Seelen diese Vergangenheit hinter sich lassen könnten, deren Gewicht sie grausam gefühlt hatten, als Luise Donnaz vor den Richtern stand. Paul dachte nur daran, ihr Fahrzeug

von der Klippe loszubekommen, er wollte die Windrichtung, die es trieb, ändern, und unter einem anderen Himmel anderen Ufern zusteuern . . .

„Das dauert! das dauert!“ murmelte Roland.

Brévine versicherte:

„Die Geschworenen beraten immer lange.“ Seine Worte, eine fromme Lüge, blieben ihm fast in der Kehle stecken.

In diesem Augenblick war außer den Logen der Saal fast leer. Einige vereinsamte und geduldige Zuhörer saßen noch auf der Tribüne, aber auf den reservierten Plätzen waren allein die Angehörigen von Vermantes und Luise Donnaz, die Hände auf den Knien, unbeweglich und braun wie ein altes Stück Holz. In den Korridoren ging die Menge auf und ab, bis zum Plaze vor dem Gericht drängte sie sich und schließlich bis zur Avenue de Paris. Vorübergehende standen still und fragten, „was da drin los sei“, blieben wartend stehen, und der bewegliche Bienenschwarm wurde immer größer. Man zeigte sich die Brüder Chambave. Sie saßen in einem Café auf der Terrasse und tranken Kaffee mit Selterwasser. Der lange Löffel steckte in dem Glas, in das jeder zwei Stück Zucker geworfen hatte. Von Zeit zu Zeit führten sie es mit derselben Bewegung an die Lippen, tranken einen Schluck, setzten das Glas wieder auf den Marmortisch nieder und betrachteten sich schweigend. Ihre guten, stark geröteten Gesichter verrieten die Ruhe des reinen Gewissens und den Frieden eines reinen Herzens. Dem Bösen standen sie gleichgültig gegenüber, sie haßten den Skandal und glaubten lieber an das Gute; sie hatten den Verhandlungen des Prozesses ohne Bitterkeit und Leidenschaft gelauscht und waren überzeugt, daß die Geschworenen nach der Wahrheit urteilen würden. —

An einem nahen Tisch saßen Proz. Levacher, Turlo und Tony Gabiet. Sie tranken Tee und beobachteten die Brüder. Deren Profile hoben sich so klar vom Hintergrund ab, daß Turlo sein Skizzenbuch herauszog und sie zeichnete. Er sagte:

„Ich nenne das Bild: „Zwei Erben, die nicht an ihr Erbteil denken.“

„Ja, es stimmt, sie sehen sehr ruhig aus,“ erwiderte Levacher.

„Man kann kaum vermuten, daß sie in zehn Minuten vielleicht vielfache Millionäre sind,“ bemerkte Gabiet, „denn schließlich, wenn Vermantes verurteilt wird — erben sie.“

„Es sind anständige Leute,“ meinte zeichnend Turlo.

„Bah, erwiderte Proz mit skeptischer Miene, „weiß man jemals genau, was die andern denken? . . . Sie tragen eine anständige Haltung zur Schau, das ist alles, was man sagen kann.“

„Das ist schon etwas,“ beschloß Levacher.

Im ganzen erwarteten alle den Wahrspruch ohne starke Erregung. Nur das Todesurteil, das wenig wahrscheinlich schien, würde sie außer Fassung bringen. Sie würden mit Schandern sagen: „Ich bin nicht vollständig überzeugt.“ Aber nach einer Freisprechung würden sie im Gegenteil erklären: „Der Kerl hat Glück gehabt“ . . . „Vielleicht ist er doch schuldig . . .“

Sie waren in einer ähnlichen Stimmung wie etwa bei der Premiere eines spannungsvoll erwarteten Theaterstückes, bei der man sich in der letzten Zwischenpause fragt, ob es gut oder schlecht enden wird. Im Theater ist alles Schein, hier alles Wirklichkeit: nichts, weder auf den Gesichtern noch vielleicht in den Seelen zeigte eine Anteilnahme. Wenn Daisy Lyndall und Jean Toma gekommen wären, hätten sie mit Frau de Lukeney ihre Unterhaltung über das Verhältnis der Elemente wieder aufnehmen können und die Romanschreiberin, die leidenschaftliche Anhängerin der Menschlichkeit, hätte beobachten können, wie für jeden von uns die andern mit ihren Tränen und ihrem Blut nur immer Schein sind. Aber sie waren nicht gekommen, und Frau de Lukeney hatte sich nach einer kleinen Promenade in den Korridoren mit Languard und Lavenne auf ihren Plaz gesetzt und hörte, wie Languard die Verteidigung seines Kollegen zergliederte. Er war ein begehrter Anwalt des Zivilgerichts und liebte die des Schwurgerichts nicht; er wart

Ihnen den zu gewaltigen Wortschwall vor, Effekthascherei, ihre außergewöhnliche Bereitwilligkeit, zum Niveau der Geschworenen herabzusteigen und Schuldige freizusprechen, die wieder neue Verbrechen begingen.

„Was wollen Sie! Alles das hält sich,“ erwiderte Lavenne. „Wird man denn niemals begreifen, daß es absurd ist, These und Antithese zu plädieren? Der Staatsanwalt sieht systematisch alles schwarz, systematisch, ohne Furcht, seine Farbe zu überstreifen. So muß der Verteidiger im entgegengesetzten Sinne daselbe machen. Es wäre aber viel einfacher, wenn sie sich vereinen würden, die Wahrheit zu suchen.“

Languard hatte ein feines ironisches Lächeln und sagte: „Sie haben immer etwas von einem Utopisten an sich, Lavenne.“

„Von einem Anarchisten,“ verbesserte Frau de Luzeney.

„Vielleicht,“ stimmte Lavenne zu.

Rechtsanwalt Languard beschloß:

„Die menschlichen Institutionen erreichen so viel wie sie eben können. Dafür haben sie Beweise gegeben und das Klügste ist, sich ihnen zu fügen.“

Lavenne konnte sich noch nicht abfinden:

„Ja, das ist das Klügste für die Leute, die den Talar tragen. Auf einem anderen Gebiete hat Cicero, aller Meister, auf dieselbe Art Gründe angegeben: wenn es gar keine Götter gäbe, fragte er sich, wozu die vielen Priester und Altäre? Die Kirchen beweisen also die Existenz der Götter und ebenso zeigen die Gerichte, daß die Gerechtigkeit existieren muß.“

„Es ist besser, nicht auf den Grund zu gehen,“ meinte Frau Languard, die immer die praktischste Lösung fand.

Unterdessen gingen d'Arboise und Choffart unter den Ulmen in der Avenue de Paris. Nie wunderten sie sich darüber, daß sich immer dieselben Dinge wiederholen konnten. Sie hatten nur einen sehr begrenzten Gedankenkreis, in dem sie sich unaufhörlich bewegten. Die Frage der Unschuld oder Schuld von Vermantès erziehen ihnen, für ihn ausgenommen, nebensächlich. Für sie kam der soziale Gesichtspunkt in Frage, der einzig wichtige, es handelte sich vor allen Dingen darum, zu wissen, ob das Verbrechen fortfahren würde, Straflosigkeit zu genießen.

Herr Treib stand von Baronin Rhab und Frau Rudrit, die auf einer Bank derselben Avenue saßen. Herr Rabius lobte mit demonstrativen Bewegungen Rutors Rede:

„Mein geschätzter Kollege hat ein wirklich überraschendes Beispiel von Takt und Geschicklichkeit gegeben. Er fühlte, daß eine zu schwer wiegende Belastung dieses Glenden einen gegenseitigen Zweck erreichen würde. Man muß mit der Geistesbeschaffenheit der Geschworenen rechnen, nicht wahr? Darum ist er bis zum Schluß so gemäßig geblieben, und hier alles in einige Sätze zusammengezogen! Sehr geschickt, wissen Sie! . . . Vielleicht, daß er doch eine Verurteilung erreicht . . .“

„Dann würde ich ihn hassen,“ rief die kleine Baronin.

Herr Rabius riß die Augen weit auf und Frau Rudrit setzte ihm auseinander, daß ihre junge Freundin an Vermantès Unschuld glaubte.

„Ach,“ meinte er mit dem Ton und der Geste eines Mannes, der fürchtet, eine ruhige Wahnsinnige zu reizen, „dann hat das Plädoyer des Rechtsanwalts Brévine Ihnen einen wahren Genuß bereitet?“

„Gewiß, Herr Staatsanwalt, er war bewundernswert.“

„Um . . . na . . . aber schließlich konnte doch Herr Rutor den Angeklagten nicht auch verteidigen!“

„Weshalb nicht, wenn er ihn für unschuldig hielt?“

(Fortsetzung folgt.)

Die drei Gesellen.

Von Julius Zersäß.

Ein Maurer, ein Seiler und ein Messerschmied trafen sich von ungefähr auf der Landstraße, die von Reuß nach Köln führt. Es war ein ziemlich warmer Julitag, die Sonne brannte auf ihren Höden und der Seiler, der außerdem wunde Füße hatte, so daß er daherhinkte wie ein geschlagener Fox, begann eine schauerliche Vitanei über das Dasein. Die anderen hörten gleichmütig zu, dann und wann nur stimmte ihm der Messerschmied mit den Worten zu: Recht hast du, Sepp!

Die Predigt des Seilergefilen, unter Schweiß und Reußen gehoren, hatte dieses Endergebnis: „Unsere heutige Zeit ist eine Schande.“

„Dreh ihr doch einen Strid,“ unterbrach ihn spöttisch der Maurer.

Der Seiler runzelte die Stirn und fuhr fort: „Das würde ich sofort tun, trotzdem ich geschworen habe, in dieser“, das betonte er hart, — „in dieser Gesellschaft keine Arbeit mehr anzurühren. Ich würde einen Strid drehen, der diese ganze Kulturgeschichte irgendwo ins Meer senken müßte.“

„Doch nur die Arbeit,“ warf wieder der Maurer dazwischen.

Der Seiler ließ sich aber nicht aus dem Konzept bringen und sagte mit Nachdruck: „Nein, gerade der größte Teil unserer heutigen Arbeit ist eine Kulturgeschichte, die man bewußt oder unbewußt mitmacht. Hier ein Beispiel: Ich komme gerade von einer Stelle, wo ich mir noch jetzt erbärmlicher voromme wie ein Judas. Es war in Riga, und ich mußte als Spezialität ein ganz feines, aber starkes Seil drehen. Die Arbeit machte mir Spaß. Ich sang und piff dabei, ja ich schaffte mir sogar eine Liebste an, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre ich jetzt nicht und nagelstet verheiratet. Aber,“ fügte er leuzend hinzu, „ich sollte noch einmal Glück haben. Kurz und gut, ich drehte Stride, seine starke Stride, sang piff, verdiente nettes Geld und war guten Mutes. Da kam eines Tages der Alte, brachte einen besondern Hanf und sagte: „Josef, hier hast du einen schönen Hanf, dreh' mir einen guten, starken Strid. Aber es eilt, gib dich gleich daran, denn er ist besonders bestellt, und wenn er nicht gut ausfällt, bin ich fertig bei der Regierung.“

„Mit der Regierung?“ fragte ich.

„Ja, ja, Söhnchen, mit der Regierung. Weißt du, dieser Strid ist doch für den — na, wie heißt denn auch der Schuft gleich — na, du weißt doch, der Hund, der den Generalgouverneur heruntergeschossen hat. Na also, du verstehst doch, der Strid muß gut sein.“

Ich war erschrocken und sagte: „Aber Väterchen, was sagst du da, ich soll einen Strid drehen, mit dem ein anderer aufgehängt werden soll, einer, der mir nie etwas getan hat. Was man doch Generalgouverneure und anderes Gefindel, das das Volk nur schändet, herunterziehen oder mit Bomben werfen so viel man will, ich drehe diesen Strid nicht. Das tue ich wirklich nicht.“

Sagte der Alte: „Aber Söhnchen, du hast doch nie andere Stride bei mir gedreht. Bei mir werden fast nre Galgenstride gemacht. Ueberhaupt, kannst du verhindern, daß wenn du ein Leitseil drehst, einer hingehet und sich daran aufhängt. Das kannst du nicht. Schließlich, sei doch nicht so weich, Söhnchen. Geschäft ist Geschäft, drehe den Strid, und was damit geschieht, kann dir egal sein.“

„So so, Alter,“ sagte ich, „so — das soll mir egal sein. Das ist mir aber nicht egal. Ich drehe den Strid nicht, fällt mir gar nicht ein.“

Der Alte hat und bestellte so lange, bis mich eine umbändige Wut packte. Ich schrie: „Du Lump, du Lumpenstrid, aufhängen sollte man dich.“ Ich wollte ihm an die Gurgel springen, da verstopf er sich. „Lump,“ wiederholte ich, „daß du ein Handwerk so an die Hundeleine bringen mußt. Genügt es nicht, daß man Glodenseile drehen muß, ist das nicht genug? Aber, hörst du, alter Freund, Galgenstride, noch dazu für den Jaren —!“ Da nahm ich den Hanfballen und warf ihn ihm an den Kopf, daß er umfiel und um Hilfe schrie.

„Halt's Maul,“ befahl ich ihm, „und zahle mir meinen Lohn, ich gehe.“

Er gab mir zitternd das Geld, noch einige Kopfen Begzehrung dazu und war froh, als ich draußen war. Seitdem habe ich keine Arbeit mehr angerührt. Keine unwürdige Arbeit. Ja, ich habe sogar im stillen schon erzwogen, ob man nicht einen Hund gegen unwürdige Arbeit oder so ähnlich ins Leben rufen sollte. Die gesamte Menschheit wäre doch ihrer Kultur, wenn sie auch nicht viel taugt, schuldig, einen solchen Hund zu unterstützen.

„Und du würdest mit diesem Hund zur Bekämpfung der unwürdigen Arbeit als Präses ein gutes Geschäft machen,“ so beschloß der Maurer des Seilers Erzählung.

Der Messerschmied, der bisher geschwiegen hatte, begann nun dem Seiler zu helfen. „Du hast diesmal nicht recht,“ sagte er zu dem Maurer, „der Sepp hat die Sache begriffen, wenn auch nicht allein. Ich denke ebenso. Man müßte alle unwürdige Arbeit bekämpfen. Seht doch nur die Sache genau an. Der Staat läßt durch seine offizielle christliche Religion lehren: Du sollst nicht töten. Und was tut der Staat? Nicht nur, daß er mich, und Tausende dazu, Mordinstrumente, Bajonettklingen und Hirschfänger machen läßt und mich in die Lage zwingt, meine menschliche Arbeitskraft für das gegenwertige Ziel zu mißbrauchen, nein, Millionen Hände und Hirne beschäftigt er täglich damit, den Mord, ja den Massenmord, für den man das harmlosere Wort Krieg ausgeklügelt hat, zu erlernen. Das ist keine Kultur, da hat der Sepp ganz recht. Nur über die Mittel und Wege, wie man diese unwürdige Arbeit bekämpfen könnte, mag man geteilter Meinung sein. Was nützt uns ein solcher Hund, wenn wir nach wie vor schließlich doch unwürdige Arbeit verrichten müssen? Nein, das hilft uns gar nicht, wenn so ein paar Professoren dicke Schriften darüber schreiben, die nicht gelesen werden. Ich bin da für etwas Wirksameres, etwas, was diese faulige Wirtschaft direkt spüren muß, so eine Art Propaganda der Tat etwa, in dem Sinne: wir verweigern die unwürdige Arbeit —“

„Und von was lebt ihr, bitte, wenn ich fragen darf,“ sagte der Maurer an dem Schluß der Rede.

„Man wird sich einen anderen Beruf suchen müssen,“ antwortete der Seiler.

„So!“ Und nun begann der Maurer: „Willst du Dalai werden oder Kellner und Bäcklinge machen. Geht, ihr seid beide Schafsköpfe, Miesenschafsköpfe.“

„Wieso —?“ Der Seiler begann zu hüpfen und der Messerschmied machte ein ernstes Gesicht.

„Wieso, das werde ich euch beweisen. Wenn ich heute nicht arbeite, was man mir vorlegt, habe ich morgen nichts zu essen. Und wenn ich morgen nichts zu essen habe, muß ich auf die Landstraße und betteln, was bekanntlich niemals würdig war und wahrscheinlich deshalb von der Polizei verboten ist. Falls man aber Glück hat, nicht erwischt wird und länger als acht Wochen eure Propaganda der Lat betreibt, nennt das der Gendarmerie Landstreicherei, und ihr fliegt so ein wenig in den Kästen, wo ihr eure Philosophien in aller Ruhe weitererspinnen könnt, sofern euch Kost und Wohnung so besonders belangt. Ich werde, das kann ich euch schwören, in Köln Arbeit annehmen und wenn es an einem Kirchenbau, Zucht haus oder an einer Kaserne sein sollte.“

„Bis zu einem gewissen Grade hat er ja recht,“ fiel bedenkl ich der Seiler bei. „Man befindet sich hier in einer Zwidmühle, und so ist es immer gewesen. Wenn man ein idealer Mensch ist oder sein will, kommt man zwischen die Puffer.“ Dabei trat er auf einen spitzen Stein und sprang in die Höhe wie ein Frosch. Sie gingen eben über eine Brücke, unter der ein klarer Bienenbach dahinmurmelte.

„Hier werde ich meine Füße baden,“ rief der Seiler, „und wenn zehn Schutz männer kommen.“ Sie sprangen alle drei hinunter und hingen ihre staubigen Füße ins klare Wasser, wuschen ihre Strümpfe und Hemden, kletterten dann empor auf einen Hügel und legten sich samt ihrer Wäsche in die Sonne und schliefen ein.

Gegen Abend wanderten sie ins heilige Köln. Nahe beim Eigelstein sah der Seiler einen Seilerladen und ging hinein. Als er wieder herauskam, sagte er freudestrahlend: „Gottlob, die Zeit des Hungers ist vorbei. Von morgen ab werde ich wieder Stricke und Peitschenschnüre drehen.“ Dann nahm er gleich Abschied von seinen Kameraden. Der Maurer sagte noch: „Dreh Stricke und hänge dein verrücktes Ideal daran auf.“ „Nein,“ sagte der Seiler, „das nicht. Wenigstens brauche ich hier keine Salgenstricke zu drehen für den Jaren.“

Dann verschwanden die anderen beiden. Sepp, der Seiler, dreht wieder Stricke, sang und pfliff, schaffte sich eine Liebste an, die nachher dennoch einen anderen heiratete. Als bald darauf sein Meister sich an einem eigenen Strick aufhing, heiratete er die verlassene Meisterin, drehte und verkaufte Glocken feile, und wenn einer Stricke bei ihm kaufte, frug er nie, ob er sich damit aufhängen wolle oder ob sie für den Jaren wären.

Der Maurer half den Kölner Dom renovieren und der Messerschmied kam bald zum Militär, wo er in die Militärwerkstätte gestopft wurde und Bajonette schmiedete.

Im Zeichen der sauren Gurke.

Von Dr. J. Stanjez.

Soll man „Saure Gurkenzeit“ schreiben, wie man noch vielfach lesen kann oder „Saugurkenzeit“. Duden schreibt die letzte Schreibung vor und dies mit vollem Recht. Es ist nicht gerade schön, wenn man derartige Verbindungen wie „Saugurkenzeit“ durch doppelte Zusammenziehung zu dreigliedrigen Wörtern gestaltet, aber in der Not frißt der Teufel fliegen. Wir besitzen nun einmal in unserer Sprache das Wort „Saugurkenzeit“ als feststehenden Begriff, der sogar ganz losgelöst von der sauren Gurke längst zur Bezeichnung für eine geschäftstille Zeit geworden ist und der den direkten Gegensatz zur geschäftstreichen Zeit, zur Saison, darstellt. Diejenigen, die die Schreibung „Saure Gurkenzeit“ bevorzugen, liefern damit ein neues Beispiel für die mannigfachen verkehrten Wortbildungen, die man unter das Stichwort „Reitende Artillerielaserte“ einzureihen hat und bei denen man ganz allerliebste Exemplare antrifft, wie die „kommandierende Generalstöchter“, das „künstliche Blumenhaus“, den „kleingehauenen Holzhändler“, die „verheiratete Inspektorwohnung“ oder gar den „durchlöcheren Stuhlstuhlfabrikanten“.

Der Ausdruck „Saugurkenzeit“ ist ohne Zweifel im Geschäftsleben gebildet worden und nicht etwa, wie manche meinen, im Gasthausleben. „Saure Gurke ist auch Kompott“, sagt man noch heute in Berlin; mit diesem klassischen Ausspruch soll ein Berliner Gastwirt zuerst seine Mittagsgäste getröstet haben, die sich bei ihm darüber beklagt hatten, daß ihnen in der obftarmen Zeit des Sommers, die zwischen die Ernte des Frühobstes, der Stachelbeeren, Kirzchen, Erdbeeren usw. und des Spätobstes, der Birnen, Äpfel, Pflaumen usw. fällt, anstelle des Obstkompotts saure Gurken verabreicht worden waren. Der Ausdruck „Saugurkenzeit“ ist aber viel älter als die hier in Betracht kommende Redensart, und wenn wir ihm auch in der Literatur erst im Jahre 1812 begegnen — er findet sich in einem Briefe des Berliner Singakademie direktors und Maurermeisters Jelter, der viele der schönsten Goetheschen Lieder vertont hat, an Goethe —, so geht er doch sicher auf eine viel frühere Zeit zurück, auf die Zeit, in der zuerst die saure Gurke als Handelsartikel auf dem Markte erschienen ist.

Die große Hitze der Hochsommertage legt natürlicherweise dem öffentlichen Leben und dem Erwerbsleben, damit also auch dem kaufmännischen Leben, große Beschränkungen auf. Wer es sich irgendwie leisten kann, der entflieht aus der Stadt mit ihren sommerdurchglühten Häusern und Straßen in Gegenden, deren Lage im Gebirge, in einer Waldgegend oder an der See ihm einen kühleren Aufenthalt bietet. Das Geschäftsleben wird dadurch in den Städten und besonders in den Großstädten auf das empfindlichste beeinträchtigt, da gerade die kaufträchtigsten Kreise der Mundschaft fehlen. Aber auch in den kleineren Städten macht sich die sommerliche Stille in dieser Zeit geltend; hier geschieht dies freilich aus einem anderen Grunde. Die Landwirte sind derartig durch die Erntearbeiten in Anspruch genommen, daß sie keine Zeit haben, nach der Stadt zu kommen. Schon im Mittelalter machte sich um diese Zeit eine sehr empfindliche Geschäftsstille geltend. Die Ursache lag hauptsächlich darin, daß zu Jakobi, am 25. Juli, das gesamte im Umlauf befindliche Geld eingezogen wurde und durch neu geprägtes Geld ersetzt werden mußte. Das älteste geprägte Geld in Deutschland war der Pfennig, der eine Silbermünze darstellte; bei der schlechten Beschaffenheit dieser ersten Pfennige und bei den Gewichtseinbußen, die sie durch gewaltsame Beschädigungen, Anfeilen usw. zu erleiden pflegten, hatten die Besitzer des alten Geldes erhebliche Verluste zu verkraften; man hielt also in der Zeit vor Jakobi mit seinen Einkäufen zurück, bis der neue Münzfuß festgesetzt war und die Preise dementsprechend bemessen werden konnten. Nach Jakobi entwickelte sich ein um so lebhafterer Geschäftsverkehr; die Märkte und Messen, die im Spätsommer und Herbst stattfanden, erfreuten sich dann eines besonders starken Zuspruchs. Das Münzgeld erreichte bald dadurch sein Ende, daß man zur Prägung der sogenannten ewigen Pfennige schritt, die dem jährlichen Umlauf nicht unterlagen, man behielt aber auch später die Termine der Märkte und Messen bei; dazu machten sich dann noch andere Ursachen geltend, die der sommerlichen Geschäftsstille ihre Fortexistenz ermöglichten, ja sie noch verstärkten.

Wie können also die Saugurkenzeit bis tief ins Mittelalter hinein verfolgen, wenn auch der Name, den wir heute gebrauchen, damals noch nicht bekannt sein konnte, da das ganze deutsche Mittelalter die saure Gurke überhaupt nicht kannte. Die Gurke und die Gurkenkultur selbst fand erst gegen Ende des Mittelalters von Osten her, von den slawischen Völkern, den Polen und Russen, bei uns Eingang, zu denen sie aus Byzanz gelangt war. In der Römerzeit war allerdings eine Gurkenart nach dem Westen Deutschlands gelangt; an den lateinischen Namen der Gurke cucumis (Cucumis cucumeris) erinnert das Wort Kukurmer, dem man noch heute als Bezeichnung der Gurke im westlichen Oberdeutschland, in Hessen und am Rhein begegnet. Die Erhaltung des Namens Kukurmer, der allerdings im Mittelalter auch für gewisse Melonenarten gebraucht wurde, zeigt uns, daß die Gurke seit der Römerzeit im Westen unseres Vaterlandes nicht ganz in Vergessenheit geraten war; von einer wirklichen Gurkenkultur in Deutschland kann man aber erst seit der Zeit des ausgehenden Mittelalters reden, in der uns unsere östlichen slawischen Nachbarn mit dieser nützlichen und wertvollen Pflanze bekannt gemacht haben.

Die Gurke bedarf zu ihrem Gedeihen guter Düngung, ausreichender Bewässerung und sehr viel Sonne. Eine dicke Schale, die die Frucht umhüllt, verhindert die Ausdünstung der inneren Feuchtigkeit, so daß sich in ihr während der Monate, in denen der Sonnenbrand alles versenkt, ein reichlicher, immer kühler Saft ansammeln kann, der dann den Esser besonders erquickt. Nicht jede Gegend und Bodenart eignet sich zur Gurkenkultur; es gibt daher besonders bevorzugte Gurkenländer in Deutschland, von denen hier einige besonders genannt seien: In der Mark Brandenburg der Spreewald, in Schlesien die Umgegend von Liegnitz und von Ratibor, in Sachsen und Thüringen die Gegenden des mittleren Saale tales und seiner Nebenflüsse, in Bayern die Umgebung von Bamberg, ferner einige Landstriche von Baden und der Pfalz.

Am ältesten ist bei uns die Verwendung der Gurke zum Gurken salat; man brauchte auch früher den Saft der Gurke als Schönheitsmittel, weil man ihm die besondere Kraft zuschrieb, die Sommerprossen zu vertreiben. Die Kunst, die Gurken durch Ein salzen und einen damit in Verbindung gebrachten Gärungsprozeß zu konservieren, haben zunächst die Russen in großem Umfange ausgeübt. Bei dem Groß- und Kleinnrussen bildet die saure Gurke schon längst ein unentbehrliches Nahrungsmittel, von dem er den ganzen Winter hindurch lebt und mit dessen Hilfe er sich durch die langen strengen Fasten der griechisch-orthodoxen Kirche durch schlägt. Lange Zeit hindurch hat sich auch bei uns nicht nur die Herstellung, sondern auch der Genuß der sauren Gurke auf diejenigen Gegenden beschränkt, die ehemals von Slaven bewohnt waren und nachträglich germanisiert worden sind; jetzt hat sich aber schon längst die saure Gurke ganz Deutschland erobert.

In einer Sammlung von Stillblüten, die ich mir im Laufe der Jahre angelegt habe, finde ich folgenden hübschen Satz, den ich einmal irgendwo gelesen habe und der die saure Gurke und die Saugurkenzeit betrifft: „Die Gurken, obwohl als Erfrischungsmittel zur Zeit der erschöpfenden Sommerhitze allgemein geschätzt, haben dennoch der Jahreszeit, die sie reifen läßt, einen schlechten Ruf eingetragen.“ Das ist alles richtig und zutreffend bis auf das ominöse Wort „reifen“. Jean Paul bemerkt einmal irgendwo in seinen Schriften, daß „die Menschen und die Gurken nichts tangen, sobald sie reif sind“. Die allgemeine Anwendung dieses

Grundjahres in bezug auf die Menschen muß man mit einem großen Fragezeichen versehen, in bezug auf die Gurken aber trifft er zu mit einer einzigen Ausnahme, bei der es sich um die sogenannten Senggurken handelt. Wenn jemand gegen Ende des Sommers eine Gurkenpflanzung in Augenschein nimmt, so sieht er auf den Beeten einige große gelbe oder rotgelbe Gurken. Das sind die Samen Gurken, die dem Gärtner den Samen für die nächstjährige Saison liefern müssen. Das Fleisch dieser Gurken wird zur Herstellung von Senggurken verwendet, in allen übrigen Fällen aber nutzt man die Gurke, so besonders bei der Bereitung von Gurken-Salat und zur Herstellung der sauren Gurke, nur im unreifen Zustande. Von reifenden Gurken zu sprechen, ist also ebenso falsch, als wenn man sagen würde, daß im Mai die Stachelbeeren reifen, die uns dann ein ausgezeichnetes Kompott liefern. Die Gurke bedarf zu ihrer Reife einer sehr langen Zeit, die länger dauert als beispielsweise bei der Stachelbeere. Reife Gurken gibt es jedenfalls erst im Spätsommer oder Frühherbst, nicht aber einige Wochen vor der sogenannten Saurengurkenzeit, da der Gärungsprozess, auch wenn man in der Lage ist, ihn durch künstliche Mittel zu beschleunigen, doch einige Zeit in Anspruch nimmt. Zu der Herstellung der ersten sauren Gurke der Saison verwendet man jedenfalls die allerersten unreifen Gurken, die sich an der Gurkenstaude im Frühsommer gelben haben.

Vom kaufmännischen Leben hat man den Begriff der Saurengurkenzeit auf die Presse übertragen, und er wird heute wohl am allerhäufigsten in bezug auf das Zeitungswesen angewandt. In dem Sinne, in dem man den Ausdruck im Geschäftsleben gebraucht, konnte er in früheren Zeiten mit demselben Rechte auf das noch etwas mangelhaft entwickelte Zeitungswesen gebraucht werden. Heute hat zwar die Presse in der Zeit der Gerichtsferien, der Parlamentsferien und der Geschäftsstille auf einigen Gebieten etwas Ruhe, aber die Saurengurkenzeit, deren sich angeblich der Redakteur zu erfreuen hat, ist doch eine Mythe. In die Saurengurkenzeit unserer Geschäftswelt fällt in anderen Weltteilen gerade die Zeit der schärfsten Saison, und da ein engmaschiges Telegraphennetz die gesamte zivilisierte Welt umspannt, so fehlt es wahrlich nicht an interessanten Begebenheiten und Ereignissen, die die Angehörigen der Presse bearbeiten und ihren Lesern übermitteln müssen. Dazu ereignet sich fast jedes Jahr gerade in der Saurengurkenzeit in irgendeinem Teile der Welt mit konstanter Wosheit immer etwas, was die Presse und ihre Leser in steter Spannung hält. Gerade den Angehörigen der Presse wäre bei den hohen Anforderungen, die ihr Beruf an sie stellt, eine Saurengurkenzeit von Herzen zu wünschen; in der Zeit des Telegraphen, des Telephons und der drahtlosen Telegraphie gibt es diese leider nicht mehr.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Der Hitzschlag. Unter den Gefahren, denen der Mensch durch den Einfluß großer Hitze und insbesondere durch die unmittelbare Wirkung der Sonnenstrahlen ausgesetzt ist, sind viele Abstufungen zu unterscheiden. Man ist aber übereingekommen, hauptsächlich zwei Gruppen von Erscheinungen zu trennen, die sich auch in der Gefährlichkeit der Folgen verschieden äußern. Im gewöhnlichen Sprachgebrauch bestehen dafür die beiden Ausdrücke Hitzschlag und Sonnenstich, aber es ist wohl noch zweckmäßiger, in einem Fall von einer Hitzeerschöpfung, im andern von einem eigentlichen Hitzschlag zu sprechen. Jene ist selbstverständlich die mildere Form. Sie betrifft sehr häufig Frauen, die infolge ungeeigneter oder unzureichender Ernährung oder wegen Mangels an Bewegung einen zu schwachen Säftekreislauf haben; auch die ungesunde Art der Kleidung bedeutet eine Vermehrung der Gefahr. Die Wirkung äußert sich hauptsächlich in einer Ohnmacht. Die Hitze der Luft führt zu einer Ueberfüllung der Blutgefäße in der Haut und wahrscheinlich auch im Unterleib, und dadurch wird der Blutzufluß zum Gehirn beeinträchtigt. Das Herz versucht diese Störung in der gleichmäßigen Blutverteilung durch gesteigerte Tätigkeit auszugleichen, womit auch eine Beschleunigung der Atmung verbunden ist, und so kommt es zu einer Herzererschöpfung, die im Zusammenhang mit der Blutleere des Gehirns zur Ohnmacht führt. Die Behandlung dieses leichteren Falles ergibt sich für jeden verständigen Menschen von selbst. Zunächst muß durch Öffnen der Kleider jeder Druck von der Lunge und der Herzgegend genommen werden. Der Blutfluß zum Gehirn wird durch Hochlagern der Füße befördert. Auch ein gewöhnliches Nies Salz oder die Dämpfe von Salmiakgeist wirken belebend, so daß meist das Bewußtsein bald zurückkehrt. Dann muß dem Patienten noch eine Zeitlang völlige Ruhe verschafft werden. Ist seine Ernährung ungenügend gewesen, so sollte er danach eine nicht zu große Menge von leicht verdaulicher Speise erhalten. Der Eintritt einer derartigen Hitzeerschöpfung ist stets als Warnung aufzufassen, daß etwas in der Lebensweise des Betroffenen nicht in Ordnung ist, entweder die Art und Menge der Nahrung oder die Einteilung, Dauer und sonstigen Verhältnisse der Arbeit, die Temperatur und Lüftung des Schlafzimmers, die Art der Kleidung nach Enge und Gewicht.

Der echte Hitzschlag ist ein weit ernsterer Unfall, der auch viel schlimmere Folgen und sehr oft den Tod nach sich zieht. Er macht den Menschen, wenn er am Leben bleibt, nicht selten für Jahre oder für immer zum Krüppel. Der Hitzschlag betrifft das männliche Geschlecht häufiger als das weibliche. Seine Bezeichnung als Sonnenstich ist schon deshalb unzutreffend, weil sein Eintritt nicht den Aufenthalt in praller Sonne zur Vorbedingung hat. Fehler in der Ernährung bereiten den Menschen am stärksten für einen solchen Unfall vor, und zwar besonders der Alkoholmißbrauch auch im Sommer und die Vorliebe für sehr reichliche und starkgewürzte Mahlzeiten, ohne Rücksicht auf deren Nährwert. Namentlich kann es verhängnisvoll sein, wenn jemand die Erschöpfung infolge mehrerer heißer und schlafloser Nächte durch die Aufnahme vermeintlich belebender alkoholischer Getränke sucht. Ist außerdem die Verdauung behindert, so steigt die Gefahr bis zur Katastrophe. Diese tritt gewöhnlich ganz plötzlich ein, weshalb man auch von Hitzschlag spricht. Das Gesicht zeigt den Blutandrang zum Kopf an, die Haut des Körpers ist überhitzt, trocken und wachsbleich, der Puls setzt aus, und der Hitzschlag kann schließlich nur durch die kräftigsten Reizmittel erhalten werden. Gleichzeitig stellen sich mehr oder weniger heftige Krämpfe ein. Ein Merkmal des Hitzschlages ist außerdem ein sehr bald eintretender Durstfall, der auf eine Darmvergiftung hinweist. Früher padte man solche Kranke in einer Badewanne in Eis und überließ alles weitere einer gnädigen Natur. Jetzt verfährt man etwas sorgfältiger und vernünftiger, doch spielt eiskaltes Wasser immer die Hauptrolle, und der Kopf muß außerdem mit Eis umgeben werden. Immerhin ist es weit richtiger, den Hitzschlag zu vermeiden, als sich den Aussichten dieser Behandlung zu überlassen.

Technisches.

Der flüssige Sauerstoff als Sprengmittel. Die großen Fortschritte in der Kälteindustrie haben es ermöglicht, die flüssige Luft zu ungewöhnlich billigem Preise von etwa 25 bis 40 Pfennig pro Liter herzustellen. Aus dieser flüssigen Luft lassen sich dann ohne Mühe reiner Sauerstoff und Stickstoff absondern, sei es in Gas-, sei es wiederum in flüssiger Form. Der flüssige Sauerstoff hält sich von selbst bei einer Temperatur von minus 180 Grad, die für ihn unter normalem Druck eine ebenso „kritische“ Temperatur der Verdampfung ist wie die Temperatur plus 100 Grad für kochendes Wasser.

Sein Vermögen, mit verschiedenen Stoffen sich chemisch zu vereinigen, sie zu „oxydieren“, behält der Sauerstoff unvermindert auch in flüssiger Form bei. Diese Tatsache bildet eine unverstehbare Quelle von ganz verblüffenden Versuchen, die bei Gelegenheit wissenschaftlicher Vorträge außerordentlich beliebt sind. Taucht der Vortragende einen kaum glimmenden Zigarrenstummel in die Flüssigkeit, so erwartet man, daß er nunmehr ganz erlischt; statt dessen lodert die Zigarre sofort mit heller Flamme auf.

Erweitert man die Berührungssfläche des flüssigen Sauerstoffs mit brennbarem Körper — und das ist zu erreichen, wenn man diesen Körper, etwa Kohle, in Pulverform nimmt —, so kommt es zu einem heftigen chemischen Prozess, zu einer Explosion. Und diese ist so stark, daß die Vereinigung von flüssigem Sauerstoff und Kohlenpulver etwa 2½mal das schwarze Pulver an Sprengkraft übertrifft. Man kann anstatt Kohle auch andere brennbare Stoffe nehmen: Alkohol, Petroleum, Baumwolle, Zellulose, der Erfolg wird derselbe sein. Nun hat aber dieser Sprengstoff einen wichtigen Nachteil, der bis jetzt seine Verwendung in der Technik sehr erschwert. Gleichzeitig mit der heftigen Vereinigung des flüssigen Sauerstoffs mit dem Brennmaterial erfolgt eine ebenso heftige Bildung von schädlichem Kohlendioxid. Hat dieser Umstand nicht viel zu bedeuten, wenn es sich um unterirdische Arbeiten oder Tunnelbau handelt, so kann er da, wo die Bedienungsmannschaft vom Sprengorte nicht weit entfernt ist, leicht sehr gefährlich werden.

Der französische Militarismus, der sich des neuen Sprengmittels besonders angenommen hat, kann die Ueberwindung dieser Schwierigkeit nunmehr als seinen Erfolg buchen. Zwei französische Chemiker, d'Arsonval und G. Claude, die auf Veranlassung des Kriegsministers die militärischen Anwendungsmöglichkeiten des neuen Sprengstoffes studierten, kamen auf den Gedanken, statt Kohle das pulverisierte Aluminium zu nehmen. Die Vereinigung von Sauerstoff und Aluminium ist Tonerde, ein fester Körper, der absolut keine giftigen Eigenschaften besitzt.

Merkwürdig vom chemisch-physikalischen Standpunkt aus ist hierbei der Vorgang, der zur Explosion führt. Es werden, wie leicht zu verstehen, keine Sprenggase gebildet. Die Sprengwirkung geht vielmehr von dem Sauerstoff selbst aus. Die Vereinigung von Sauerstoff und Aluminium vollzieht sich unter starker Wärmeerzeugung. Der überschüssige Sauerstoff wird dadurch sofort in Gas verwandelt, und diese plötzliche Verwandlung ist es, wodurch die Sprengwirkung erzielt wird.

Die gebrauchsfertige Aluminiumpatrone stellt eine kleine Büchse vor, in deren Mittelpunkt der Zünder angebracht ist. Der neue Sprengstoff kann also seinen Einzug in die Technik halten, zunächst allerdings, wie das nun üblich ist, in die Technik des Massenmordes.